

Thomas Söding

Katholisch werden

Der neutestamentliche Impuls

♦ Es mag überraschen, wenn ein Neutestamentler – der Autor lehrt seit 2008 in Bochum – in seinem Beitrag so ansetzt, dass er Jesus „katholisch“ nennt und das anschließend aus Jesu Lehre und Wirken dergestalt entfaltet, dass die Weite sowie Offenheit seiner Sendung und Botschaft hervortritt und durch Jesu Auferstehung zu einem universalen Verkündigungsauftrag seiner Jünger und Jüngerinnen wird. Aber so wie die Urkirche bereits mit dieser Weite und Offenheit zu ringen hatte, so provoziert sie auch heute noch die Frage, wie „katholisch“ die römische Kirche ist. (Redaktion)

„Das ist ja zum katholisch werden!“, konnte man bis vor einiger Zeit gar nicht so selten im protestantischen Norddeutschland hören. Es war kein Kompliment und schon gar kein Konversionswunsch, sondern der ärgerliche Ausdruck eines Unverständnisses, der anderenorts „Das ist ja zum verrückt werden!“ lautet. Katholisch zu werden ist allerdings die Bestimmung eines jeden Christenmenschen. Im Glaubensbekenntnis ist von der „katholischen“ Kirche die Rede, auch wenn man in einigen evangelischen Liturgien lieber von der „allgemeinen“ Kirche spricht. Das Katholische gehört zum Wesen der Kirche, gleich welcher Konfession. Es ist nicht einfach das Globale und Universale, aber schon gar nicht das Regionale oder Nationale. Im griechischen Wort steckt das Ganze – und das, was dieser Ganzheit entspricht. Die katholische Kirche ist die *eine* Kirche, die über die ganze Welt verbreitet ist; sie hält zusammen; sie lässt sich nicht spalten; sie

ist an vielen Orten präsent, und überall ist sie ganz Kirche; sie hat den einen Glauben und die vielen Charismen, die eine Taufe und die vielen Gebete, die eine Eucharistie und die vielen Formen der Frömmigkeit.

Henri de Lubac hat zwanzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil den Katholizismus beschrieben, nicht als Konfessionsmerkmal, sondern als Wesensmerkmal der Kirche: Katholisch sei die Kirche insofern, als sie alle und alles versammeln wolle, um alle und alles zu heilen und zu heiligen.¹ Klarheit des Bekenntnisses und Offenheit für die Welt, sakramentale Wirksamkeit und pastorales Engagement, nachhaltige Diakonie und anspruchsvolle Lehre, starkes Weiheamt und starker Laienapostolat müssen dann zusammengehen. Die Kirche habe eine Botschaft für alle; sie brauche ein Herz für alle; sie bringe eine Hilfe für alle; deshalb müsse sie katholisch sein.

Das Buch des französischen Theologen war prophetisch. Denn das Reform-

¹ Henri de Lubac, *Catholicisme. Les aspects sociaux du dogme*, Paris 1983. Reflektiert und aktualisiert im Themenheft „Katholizität“ der Internationalen katholischen Zeitschrift *Communio* 41 (Juli – August 2012): Michael Figura, *Die Weite des Katholischen nach Henri de Lubacs Erstlingswerk „Catholicisme“*, 372–386.

konzil hat zwar eine reale Internationalisierung der römisch-katholischen Kirche eingeleitet und zu einer Blüte in Afrika, Asien und Ozeanien geführt. Aber in Europa ist die Glaubenskrise groß; die Volkskirche scheint weithin am Ende. Was katholisch ist, muss neu entdeckt werden. Mit der Ideologie einer kleinen Herde ist es so wenig zu vereinbaren wie mit einem Kulturkatholizismus, der allen wohl und niemand wehe will.

Der antikatholische Spruch aus Norddeutschland hat aber seine eigene Pointe. Wie katholisch ist die römische, wie römisch die katholische Kirche? Im Prinzip mag alles klar sein; aber in der Realität entstehen die Probleme, die gelöst werden müssen.

1 Ursprünglichkeit

Für die Alte Kirche gibt es ein neutestamentliches Symbol, in dem sie ihre Katholizität gespiegelt sieht: den Leibrock Christi. Nach dem Johannesevangelium war er „im ganzen nahtlos von oben gewebt“ (Joh 19,23). Davor hatte selbst die römische Soldateska Respekt: „Lasst ihn uns nicht zerteilen!“ (Joh 19,24). So wird er verlost und bleibt ganz. Im griechischen Urtext steckt nicht nur das Wort für „katholisch“, das Ganze, sondern auch das Gegenteil: das Schisma, die Zerteilung. So ist die allegorische Deutung entstanden. Den Rock, aus einem Stück gewebt, hat Jesus am Leib getragen. Deshalb konnte er zum Zeichen dessen werden, was niemand zerstören konnte: sein Herz, das für Gott und die Menschen schlägt, seinen Leib, den er hingibt. Christus und die Kirche gehören zusammen. Das Symbol des Leibrockes eignet sich aber nicht für einen kirchlichen Triumphalismus. Denn Johannes erzählt

ja, dass Jesus seiner Kleider beraubt worden ist. Die Szene spielt auf Golgotha. Sie erinnert an die Klage eines leidenden Gerechten: „Sie haben meine Kleider unter sich geteilt und über mein Gewand das Los geworfen“ (Ps 22,19). Der Leibrock gerät in die Hände von Sündern, die sich auf Kosten Jesu bereichern. Er passt aber nur den Menschen, die ihr Leben von Jesus prägen lassen. Die katholische Kirche steht im Zeichen des Kreuzes.

„Katholisch“ ist im Neuen Testament noch kein *terminus technicus*, der das Wesen der Kirche bezeichnet. Aber die Sache ist klar: „Euer Glaube wird auf der ganzen Welt verkündet“, schreibt Paulus den Römern (Röm 1,8) und ordnet sich selbst in diesen katholischen Orbit ein: „Unter allen Völkern zum Gehorsam des Glaubens zu führen“, ist seine apostolische Sendung (Röm 1,5). „Griechen und Barbaren, Weisen und Ungebildeten bin ich Schuldner“ (Röm 1,14), gesteht er, „so bin ich, was mich betrifft, bereit, auch euch in Rom das Evangelium zu verkünden“ (Röm 1,15).

Der Heidenapostel ist kein Einzelfall. Die Kirche hat zwar klein angefangen, ist aber groß herausgekommen. Das hatte Gründe. Sie wurde zwar als „Sekte“ gesehen (Apg 24,14; 28,22), hatte aber nichts Sektierisches – jedenfalls wenn man sie so sieht, wie Paulus und Petrus sie gesehen haben, Jakobus und Johannes, Maria und Maria Magdalena, Phoebe und Lydia, Timotheus und Titus, Priska und Aquila. Es gibt nur ein Evangelium, das auf der ganzen Welt verbreitet werden soll, weil es nur einen Gott gibt und keine Menschen zweiter Klasse. Aber es gibt viele Sprachen, in denen es verkündet wird, weil der Geist eine Verständigung zwischen verschiedenen Nationen und Kulturen schafft. Pfingsten ist der Geburtstag der katholischen Kirche.

Im Neuen Testament ist die katholische Vielfalt und Einheit der Kirche angelegt.² Sie ist von Anfang an nicht ideal verwirklicht worden. Aber es hat den Aufbruch ins Weite gegeben. Die Kirche ist katholisch geworden. In der exegetischen Forschung des 20. Jahrhunderts ist das allerdings oft anders gesehen worden. Es gibt zwei gegensätzliche Urteile. Das eine Urteil passt zum Chanson der Hildegard Knef: „Von nun an ging's bergab“, das andere zum Sprichwort: „Gut Ding will Weile haben“. Das eine Urteil lautet, die große Freiheit habe es nur ganz am Anfang, bei Paulus, gegeben, während nach ihm Schritt für Schritt Gesetzlichkeit, Ritualismus und Priestertum das Feld beherrscht hätten, sei es unter jüdischem, sei es unter römischem Einfluss; das Stichwort heißt „Frühkatholizismus“ und ist nicht positiv gemeint.³ Das andere Urteil lautet: Die neutestamentlichen Gemeinden hätten sich noch in einem embryonalen Zustand befunden und erst später das Laufen gelernt, als das Bischofsamt ausgeprägt, der Kanon abgeschlossen und Rom als Zentrum anerkannt war.⁴ Beide Urteile erkennen, dass es dramatische Entwicklungen schon ganz früh gegeben hat, aber beide sind auf das Institutionelle fixiert. Deshalb greifen beide zu kurz.

2 Offenheit

Wenn die Kirche katholisch ist, dann weil Jesus katholisch war. Er war es nicht im

Sinne der Konfessionszugehörigkeit, die auf dem Taufschein steht. Aber er war es als Prophet der Gottesherrschaft, die er in Israel der ganzen Welt nahebringt (Mk 1,15). Jesus hat der Kirche die Weite und den Ernst, die Energie und die Dynamik, die Wirksamkeit und die Demut mit auf den Weg gegeben, die sie katholisch macht.⁵ Jesus findet seinen Ort mitten in Israel, im Volk Gottes. Dort sucht er „nach den verlorenen Schafen“ (Mt 15,24; vgl. 10,6). Er sammelt, die verstreut waren (Lk 13,24f. par. Mt 23,27 ff.). Er sucht die Verlorenen, um sie zu retten (Lk 15; 19,1–10; Mt 18,12 ff.). Er holt die Kranken und Unreinen, die Besessenen und die Sünder wieder in die Gemeinschaft des Gottesvolkes zurück (Mk 1,21–3,6): durch Heilung und Reinigung, Befreiung und Vergebung. Wenn man will, kann man dies den katholischen Ansatz Jesu nennen: Er schreibt niemanden ab; er will alle neu mit Gott verbinden; er will ganz Israel retten. Er hat die Macht und Freiheit, dies zu tun. Er redet „offen heraus“, in vollem Freimut (Mk 8,32; Joh 18,20). Er verschafft dem Glauben Raum: in der Enge des Herzens, in der Weite des Geistes.

Jesus beginnt in Israel; aber er geht weiter. Er hat keine Berührungsängste vor Heiden. Er treibt zwar keine systematische Völkermission, bleibt aber auf seinen Missionswanderungen nicht in Galiläa und Judäa, sondern überschreitet die Grenzen zu den Samaritern (Lk 9,51–56; Joh 4,1–42), zu den Phöniziern (Mk 7,24–30), zu den

² Vgl. *Thomas Söding*, *Einheit der Heiligen Schrift? Zur biblischen Theologie des Kanons* (QD 211), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2008 (2005).

³ Vgl. *Ernst Käsemann* (Hg.), *Das Neue Testament als Kanon*, Göttingen 1970.

⁴ Vgl. *Heinz Schürmann*, *Auf der Suche nach dem „Evangelisch-Katholischen“ – Zum Thema „Frühkatholizismus“*, in: *Paul-Gerhard Müller / Werner Stenger* (Hg.), *Kontinuität und Einheit*. FS Franz Mußner, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 1981, 340–375.

⁵ Vgl. *Thomas Söding*, *Jesus und die Kirche. Was sagt das Neue Testament?*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2007.

Nabataern (Mk 5,1–20), zu den Griechen (Mk 7,31). Er kennt die Verheißungen, die Israel gegeben sind: Segen für die Völker zu sein (Gen 12,3). Er verwirklicht diese Verheißungen, indem er seinen Weg zu den Armen und Ausgestoßenen geht, um die Mühseligen und Beladenen in seine Gemeinschaft zu holen, die sie zu erquicken vermag, weil sie Gemeinschaft mit Gott ist (Mt 11,28 ff.). Jesus selbst hat auf diesem Weg lernen müssen, katholisch zu werden: von der Mutter einer kranken Tochter, die er zurückweist, weil sie eine Heidin ist, die ihn aber mit dem Bild der Hunde, die unter dem Tisch die Brocken vom Kindertisch aufsnappen, lehrt, dass auch bei der Verkündigung des Evangeliums geteiltes Leid halbes Leid und geteilte Freude doppelte Freude ist (Mk 7,24–30).

Jesus geht diesen Weg nicht allein. Er hat von Anfang an Menschen in seine Nachfolge berufen (Mk 1,16–20 par.; Lk 5,1–11; Joh 1,35–51), damit sie wie er das Evangelium verkünden: in seinem Sinn, in seiner Vollmacht, in seiner Haltung (Mk 6,6b–13 parr.). Er hat aus dem Kreis seiner Jünger Zwölf erwählt, die für seine Sendung einstehen sollen (Mk 3,13–19 parr.), das ganze Gottesvolk ins Zeichen der Gottesherrschaft zu stellen und so von Grund auf zu erneuern, aber auch für die ganze Welt so attraktiv zu machen, dass die Völker ihrerseits zum Gottesvolk gehören wollen.

Jesus selbst hat ganz klein angefangen – und er ist einsam gestorben. Ist deshalb sein Traum ausgeträumt? Nicht, wenn man seinen Gleichnissen traut: dem kleinen Senfkorn Hoffnung (Mk 4,30 ff.), dem Sauerteig (Mt 13,33; Lk 13,20 f.), dem Salz der Erde und dem Licht der Welt (Mt 5,13–16). Dann gibt es nichts Großes, das nicht klein anfängt und immer wieder klein wird – so wie Jesus seine Jünger ermahnt: „Wer bei euch groß sein will, soll allen die-

nen“ (Mk 10,43) – das ist das jesuanische Prinzip des Katholischen. Die Gleichnisse lassen eine Dialektik von Klein und Groß, Oben und Unten, Kontingenz und Transzendenz erkennen, ohne die weder die Sendung Jesu noch die der Kirche verstanden werden kann.

Der Aufbruch Jesu ist auf dem Kreuzweg nicht zu Ende. Er beginnt mit der Auferstehung neu. Erst jetzt gewinnt er programmatisch weltweite Dimensionen (Mt 28,16–20; Apg 1,8; Gal 1,13 f.): erst jetzt, weil Jesus nur als der Auferstandene den Jüngern sagen kann: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“ (Mt 28,20); programmatisch, weil die Sendung Jesu durch seinen Tod und seine Auferstehung definitiv wird, so dass nun die Frage unabweisbar wird, wie das Evangelium, das alle Welt angeht, alle Welt erreichen kann.

Aber es werden im Neuen Testament auch die Probleme deutlich, den Weg ins Offene zu suchen. Sie liegen oft im Widerstand von außen, in Verachtung, Verleumdung und Verfolgung, die schon in den Evangelien vielfach angesprochen sind (vgl. Mt 5,12 f. par. Lk 6,22 f.), aber auch in der Apostelgeschichte und den Apostelbriefen plastisch werden: Skeptische Zeitgenossen (Apg 17,32), unaufgeklärte Priester (Apg 14,11 ff.), korrupte Richter und Beamte (Apg 16,16–40; 24,1–27), machtgeile Könige (Apg 12,1–5.19b–23), gierige Geschäftsleute und aufgeputschte Massen (Apg 19,21–40), aber auch aggressive Mitglieder des Hohen Rates (Apg 4,1–21; 5,21–42; 22,30–23,11) und örtlicher Synagogenvorstände (Apg 14,2; 17,1–15; 19,9) sowie jüdische Eiferer (Apg 13,45.50; 23,12–22) – keiner so brutal wie Saulus – legen den Christen immer wieder Steine in den Weg, allerdings letztlich erfolglos.

Die Probleme liegen aber, mit neutestamentlichen Augen betrachtet, mehr noch

im Widerstand von innen: in Ängstlichkeit und Glaubensenge, Zwiespalt und Heuchelei. Die Apostel selbst stehen dem Evangelium am meisten im Wege. Die Apostelgeschichte lässt immer wieder erkennen, dass der Heilige Geist den Menschen, die das Evangelium verkünden oder behindern, weit voraus ist und Gott immer schon dort sein Volk erwählt hat, wo das Evangelium erst langsam hinkommt. Der Heilige Geist überwindet die Sprachlosigkeit der Urgemeinde und lässt sie in der Muttersprache von Juden aus aller Herren Länder die großen Taten Gottes verkünden, mit Petrus als erstem Sprecher (Apg 2,1–47). Der Heilige Geist verleiht Petrus den Mut, das Wort Gottes auch in kritischer Lage freimütig zu verkünden (Apg 3–4), und überwindet seine Angst vor der Kontamination mit Heidnischem, um ihm den Sinn fürs Menschliche zu schärfen (Apg 10–11; 15,7–11). Jesus Christus selbst bringt Saulus von der Verfolgung der Kirche ab (Apg 9,1–22; 22,1–21; 26,1–23) und motiviert ihn, öffentlich das Evangelium zu verkünden (Apg 18,9f.). Die menschlichen Widerstände der Boten gegen die Botschaft können

ihrerseits die Verbreitung des Evangeliums nicht behindern, weil größere Kräfte am Werk sind: die Kräfte Gottes selbst. Aber das Neue Testament erweckt nicht den Eindruck, dass alle Probleme sich lösen ließen: Der Dissens mit der großen Mehrheit der Juden wächst; die politische Lage bleibt prekär. Der Schluss der Apostelgeschichte ist programmatisch, gerade weil er nicht glatt ist: Paulus ist ein – zu Unrecht – Gefangener; und er bleibt für die Mehrheit der Juden Roms ein Apostat (Apg 28,16–31).

Die Offenheit, die von Anfang an zum Wesen der katholischen Kirche gehört, ist nicht Beliebigkeit, sondern Aufmerksamkeit für andere und Zuwendung zu ihnen, Bereitschaft und Fähigkeit, ihr Leben zu teilen. Dafür gibt es ein theologisches Leitwort: Ökumene. Paulus bringt es auf den Punkt: „Lasst uns allen Gutes tun, besonders aber den Hausgenossen des Glaubens“ (Gal 6,10). Im Haus der Welt gibt es das Haus Gottes, die Kirche. Wer sich auf die Straße wagt, muss im eigenen Haus Frieden halten; wenn er herrscht, kann es losgehen.

3 Wirksamkeit

Jesus hat die Vollmacht, die Armen selig zu preisen (Mt 5,3–10 par. Lk 6,20f.), die Kranken zu heilen (Mt 11,2–6 par. Lk 7,18–23), die Sünden zu vergeben (Mk 2,1–12 parr.). Es ist die Vollmacht Gottes selbst, sonst bliebe den Menschen etwas vorenthalten.⁶

An dieser Vollmacht hat Jesus seine Jünger teilhaben lassen. Auch sie können das Evangelium verkünden, Kranke heilen, Dämonen austreiben, Frieden schaffen,

Weiterführende Literatur:

Thomas Schmeller / Martin Ebner / Rudolf Hoppe (Hg.), *Neutestamentliche Ämtermodelle im Kontext* (QD 239), Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2010.

Juan Peter Miranda, *Kleine Geschichte des frühen Christentums*, Stuttgart 2010.

Joachim Wiemeyer (Hg.), *Dialogprozesse in der Katholischen Kirche. Begründungen – Voraussetzungen – Formen*, Paderborn 2012.

⁶ Vgl. *Thomas Söding*, *Die Verkündigung Jesu – Ereignis und Erinnerung*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2012 (2011).

Segen spenden (Mk 6,6b–13 parr; Lk 10,1–16). Auch die österliche Sendung erfolgt nach demselben Prinzip: In der Kraft des Heiligen Geistes wirken die Apostel und alle Zeugen so, wie Jesus sie wirken lässt (Mt 28,16–20; Lk 24,48f.; Joh 20,19–23; 1 Kor 15,1–11; Gal 1,13f.).

Diese Vollmachtsübertragung hat zwei Aspekte. Auf der einen Seite steht, dass die Jünger mit einer Fähigkeit ausgestattet sind, die sie von sich aus nie haben können, die sie aber zu effektiven Mittlern göttlichen Heiles macht; das hat die katholische Ekklesiologie immer stark betont, insbesondere wenn sie die Bischöfe als Nachfolger der Apostel ins Auge fasst. Auf der anderen Seite aber steht, dass diese Übertragung nicht um der Erhöhung der Jünger willen geschieht, sondern um der Menschen in Israel (und darüber hinaus) willen, die auch dann, wenn sie nicht Jesus persönlich, sondern nur seine Nachfolger treffen, nicht mit weniger Zuwendung, weniger Gnade, weniger Segen abgespeist werden, sondern die ganze Liebe Gottes erfahren sollen; das ist der entscheidende Zug, der dem kirchlichen „Amt“ seinen neutestamentlichen Namen gegeben hat: Dienst.

Katholisch ist an dieser Struktur zweierlei: die Effektivität und die Personalität. Zum einen: Das Evangelium ist nicht eine Ideologie, sondern, wie Paulus schreibt, eine „Kraft Gottes zur Rettung“ (Röm 1,16f.). Wer glaubt, erfährt sie schon am eigenen Leibe; wer nicht glaubt, muss auf bessere Zeiten hoffen. Diese Heilswirksamkeit ist der Kirche in die Wiege gelegt; gäbe es sie nicht, hätte die Kirche keine Existenzberechtigung. Ihre Bedeutung be-

steht nicht nur darin, das kollektive Gedächtnis des Glaubens zu bilden, sondern darin, in Worten und Taten, in Zeichen und Gesten, in Riten und Projekten genau jene Heilszusage zu realisieren, die Jesus macht: hier und jetzt, heute, morgen, allezeit.⁷ Taufe⁸ und Eucharistie⁹ bilden von Anfang an die Brennpunkte ihres sakramentalen Wirkens, das sich in ihnen nicht erschöpft, aber von ihnen her nährt.

Zum anderen: Das Zeugnis bedarf immer der Zeugen, der Glaube immer der Bekenner, der Segen immer der Menschen, die ihn spenden und empfangen. Jesus hat dem Evangelium nicht nur eine Stimme, sondern ein Gesicht gegeben. Die Jünger sollen mit ihrem ganzen Leben für das Evangelium eintreten, weil es das ganze Leben erneuert und nur durch glaubwürdige Zeugen verbreitet werden kann. Die Personalität irritiert nicht die Programmatik; sie ist Programm. Kein Text, kein Kanon, kein Dogma kann das Zeugnis lebendiger Menschen ersetzen. Jesus selbst bindet seine eigene Wirksamkeit, seine Autorität und Reputation an seine Jünger: „Wer euch aufnimmt, nimmt mich auf; und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat“ (Mk 10,40; vgl. Lk 9,48; 10,16; Joh 13,20). Desto schlimmer, wenn sie versagen – schlimm für sie, schlimm aber vor allem für diejenigen, die auf ihren Dienst angewiesen sind. Positiv: Zum katholischen Prinzip, wenn es neutestamentlich entwickelt und nicht konfessionell eingeführt wird, gehört das Prinzip der Sendung. Dieses Prinzip allein kann Universalität und Personalität, Präsenz und Transzendenz, Solidarität und Subsidiarität der ka-

⁷ Vgl. Karl-Heinz Menke, *Sakramentalität. Wesen und Wunde des Katholischen*, Regensburg 2012.

⁸ Vgl. Stanley E. Porter (Hg.), *Dimensions of Baptism. Biblical and Theological Studies* (JSNT.S 234), London 2002.

⁹ Vgl. Helmut Hoping, *Mein Leib, für euch gegeben. Geschichte und Theologie der Eucharistie*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2011.

tholischen Kirche verwirklichen. Das ist eine Herausforderung, die zu bestehen im Wesentlichen immer noch aussteht.

4 Und das Römische?

Im Neuen Testament führen alle Wege nach Rom, aber auch über Rom hinaus. Der Weg des Paulus, den Lukas in der Apostelgeschichte beschreibt, endet in Rom, aber Paulus gelangt nicht in der ewigen Stadt ans Ziel, wiewohl er in Rom, was die Apostelgeschichte nicht mehr erzählt, das Martyrium erleiden wird.¹⁰ Paulus schreibt im Römerbrief, welche strategische Schlüsselbedeutung die Kapitale in seinem „katholischen“ Missionsprojekt hat.¹¹ Der erste Paulusbrief in der Ordnung des Kanons ist nach Rom gerichtet. Der Erste Petrusbrief ist aus Rom – Deckname Babylon – geschrieben und spannt den Bogen bis nach Kleinasien (1 Petr 1,1; 5,13).¹² Zwar ist die Welt des frühen Christentums von Anfang an weiter als die neutestamentliche Landkarte; was sich missionarisch in Arabien, Persien, Afrika getan hat, lässt sich allenfalls errahnen. Aber die römische Perspektive des Neuen Testaments ist nicht zu übersehen.¹³ Sie erklärt sich aus der überragenden Bedeutung von Petrus und Paulus, deren beider Biografien zuerst in Jerusalem, dann in Antiochien, zuletzt aber in Rom verbunden sind.

Ekklesiologisch betrachtet ist es nicht die politische Stellung der römischen

Hauptstadt, sondern die kirchengeschichtliche Bedeutung des Ortes, die Roms Rang begründet. Letztlich erklärt er sich theologisch: aus der Apostolizität der Kirche, die ihrerseits nicht ideologisch, sondern „humanistisch“ begründet ist, nämlich durch die Biografien von Menschen, die ihre Berufung und Sendung nach Rom geführt hat und die dort ihr Leben wie ihr Sterben zum Zeugnis des Evangeliums haben werden lassen.

Nach der Zerstörung Jerusalems ist die ekklesiale Bedeutung Roms erheblich gestiegen, aber auch die theologische Verantwortung. Keine andere kennt die Versuchung der Macht und Heuchelei so wie die römische Kirche; keine andere muss sich dem katholischen Prinzip so verpflichtet wissen wie sie.

Von einem römischen Zentralismus, einem Jurisdiktionsprimat, einer päpstlichen Suprematie ist im Neuen Testament nichts zu erkennen. Wenn sie sich später entwickelt haben, dann aus historischen und theologischen Gründen, die sich am neutestamentlichen Zeugnis ausweisen müssen und an den faktischen Wirkungen der Sammlung und Heiligung, die sie erzielen.

Paulus selbst will nicht nur unbedingt persönlich nach Rom kommen, um dort ein Glaubensgespräch zu beginnen (Röm 1,11 f.); er will auch den Römern die Augen, Ohren und Herzen dafür öffnen, wo überall sonst der Glaube gelebt wird, und ihnen

¹⁰ Vgl. Stefan Heid (Hg.), Petrus und Paulus in Rom. Eine interdisziplinäre Debatte, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2011.

¹¹ Vgl. Robert Vorholt, Alle Wege führen nach Rom. Die Hauptstadt im Blickfeld des Paulus, in: Reinhard von Bendemann / Markus Tiwald (Hg.), Das frühe Christentum und die Stadt (BWANT 198), Stuttgart 2012, 204–237.

¹² Vgl. Thomas Söding (Hg.), Hoffnung in Bedrängnis. Studien zum Ersten Petrusbrief (SBS 216), Stuttgart 2009.

¹³ Vgl. Kurt Koch, Die apostolische Dimension der Kirche im ökumenischen Gespräch, in: Internationale katholische Zeitschrift *Communio* 40 (2011), 234–252.

zeigen, dass nicht sie die Wurzel sind, sondern ihrerseits auf eine Wurzel gepfropft sind, von der sie leben (Röm 11,18). Petrus – so wie ihn der Erste Petrusbrief schreiben lässt – will von Rom aus den Glaubensgeschwistern in Kleinasien bezeugen, „dass dies die wahre Gnade Gottes ist, in der ihr stehen könnt“ (1 Petr 5,12), so wie er selbst und alle römischen Christen auch. Beide neutestamentlichen Notizen zeigen einen Weg, wie das Römische und das Katholische nicht als Gegensatz, sondern als wechselseitige Bestärkung erscheinen können. Dieser Weg wird kein leichter Weg sein. Aber es gibt ihn.

Der Autor: Geb. 1956, Studium der Kath. Theologie, Germanistik und Geschichte an der Universität Münster, 1985 wurde seine Dissertation über den Glauben bei Markus, 1991 seine Habilitationsschrift über das Liebesgebot bei Paulus in Münster angenom-

men, von 1993 bis 2008 war er Professor für Biblische Theologie an der Bergischen Universität Wuppertal, seit 2008 lehrt er an der Ruhr-Universität Bochum Neues Testament. Die Schwerpunkte seiner Arbeit in Forschung und Lehre sind die Exegese der Evangelien, die paulinische Theologie, die Theorie und Praxis der Schriftauslegung sowie die Ökumene. Thomas Söding ist Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher und kirchlicher Gremien, darunter der Akademie der Wissenschaften des Landes Nordrhein-Westfalen und der Internationalen Theologenkommission im Vatikan. Publikationen (Auswahl): *Jesus und die Kirche. Was sagt das Neue Testament?*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2007 (ital. 2008); *Der Gottessohn aus Nazareth. Das Menschsein Jesu im Neuen Testament*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2008; *Die Verkündigung Jesus. Ereignis und Erinnerung*, Freiburg i. Br.–Basel–Wien 2012.